„Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren."

Nikolaus Lenau.

Zigeunerkind

Eine Erzählung für das Volk von Paul Keller

„Zigeunerkind hat keine Ruh —"
Die Geschichte eines Zigeunerkindes, das eine Heimat fand

Ich ging durch den Wald, einsam, tief in Gedanken. Es war Herbstzeit und der Abend nicht weit. Da wurde mir schwermütig ums Herz. Ich fühlte, wie die Melancholie heiter und heiter die blassen Arme um meine Seele legte, und ich wehrte ihr nicht, ich, der ich sonst gern heitere Lieder singe und ein Feind der Sentimentalität bin, die ich für schwach und unnütz halte.

An jenem Tage aber gab ich mich dem Gefühle ganz hin, mußte mich ihm hingeben. Ich war so einsam, wußte nichts zu denken, zu hoffen, mich nicht einmal an etwas zu erinnern, was mir das Herz mit Wärme erfüllt hätte gegen den kalten Wind, der die gelben Blätter von den Bäumen zupfte und große Tropfen von den kahlen Ästen mir auf den Hut fallen ließ. Ich fröstelte und fühlte auf einmal den Wunsch, zu Hause zu sein.

Ich glaube, niemals, auch im Winter nicht, ist die Luft zum Hausen, der Wunsch, ein Heim zu haben und darin geborgen zu sein vor kaltem Winde, jagendem Regen und dem eigenen Gefühl der Verlassenheit, stärker als zur Herbstzeit. Weil eben alles heim will zur Herbstzeit!

Ich sah ein Käferlein vor dem grünen Moose stehen. Besann sich's noch ein Weilchen? Meint's, daß morgen früh noch ein warmer Tau fallen wird, daß ihm der Sonnenschein noch einmal winken wird zu kurzem Ausflug? Es muß sich fest anhalten mit seinen kleinen Beinchen, denn der Wind streicht hart über die Erde. Auf dem nahen Baume kreischt ein Vogel, ein hungriger Gast, der jetzt alle Tage hungriger werden wird. Da kriecht das Käferlein ins weiche, warme Moos. Dort ist es daheim.

Nicht weit davon, im dichten Geäst, klebt ein Eichhorn an seinem Bau. Es hat viele Wohnungen im Walde und manche gefüllte Vorratskammer. Der Winter mag kommen!

Im Weitergehen dachte ich an die Vögel, die sich vor vielen Tagen unten im Dorfe am Kirchturm sammelten, ehe sie weit über Berg und Meer sich ein Heim suchten für den Winter, an das Mäuslein in der Erde, an den Fisch im Teichgrund, an einen Freund, der mir in einem Briefe beschrieb, wie warm es zur Winterszeit in seiner Familienstube sei.

So kam ich an den Waldrand. Zu Füßen lag mir mein Dörflein. Aus den unverhüllten Fensterscheiben der kleinen Häuser schimmerten die Lichter schon herauf, und der Rauch der Schornsteine meldete von warmen Öfen und kommenden Abendmahlzeiten. —

Ein Haus nur liegt hinter, die Schule. Da wohne ich. Vielleicht, daß die alte Beate, meine Wirtin, nach der anderen Seite hin in der Küche ihr Oellämpchen brennt, meine Stube ist hinter. Wenn ich in sie eintreten werde, ist es Nacht, und ich muß nach der Lampe und dem Feuerzeug tasten. Sicher ist's auch kalt.

Was einem für närrische Bilder einfallen können! Ich sehe plötzlich meine Stube hell erleuchtet und wohl durchwärmt. Am Herde schafft ein junges Weib, und am Tische sitzt ein spielender Knabe, und beide lächeln mich an, wie ich eintrete.

Närrischer Schulmeister, was ist dir? —

Ich glaube, die Stirn ist mir heiß geworden mitten im Herbstnebel. Alte Bilder wollen auftauchen, die Jugend, die Hoffnung, der Glaube ans Glück, lauter Frühlingskram, der an den gelben Waldrand nicht paßt. Was nützt es auch? So etwas macht einem bloß das Herz schwer. Darum geh vorüber, du Völklein bunter Gedanken, das mich anlockt und das ich doch liebe, — geh vorüber! Es ist Herbst, und ich bin alt.

Sieh! Leuchtet's nicht dort unten auf der Dorfane hell auf wie eine Fackel? Richtig, eine Fackel und eine zweite, dritte, vierte! Die Zigeuner rüsten sich zur Vorstellung. Da schallt auch schon Trommelwirbel aus dem Tale und eine lärmende Leier. In einer halben Stunde wird's losgehen oder auch in einer ganzen, je nachdem die Zuschauer kommen. Viel werden ihrer nicht sein.

Die Zigeuner sind drei Tage im Dorfe und wollen morgen weiter. Die Leute werden froh sein über die Abreise, denn sie sagen, daß die Zigeuner vieles stehlen. Sagte doch sogar Beate, es fehle ihr eine junge Ente. Die Beate hat schwache Augen, daß sie nicht ordentlich zählen kann, aber sie hat vergessen, daß wir am Sonntag Entenbraten hatten, denn unsere Enten sind vollzählig. Das glaubt aber die Alte nicht, will es nicht glauben; denn es sind ja Zigeuner da, und da muß täglich etwas fehlen.

Auf mich ist die Beate bitter böse. Auch wegen der Zigeuner.

Es war gestern, am Nachmittage. Die Sonne schien warm genug, so daß ich das Fenster offen stehen ließ, während ich am Klavier saß und spielte, träumte, klimperte, wie mir's eben einfiel. Draußen ging ein junges Zigeunerweib vorüber. Sie war barfuß, das graue, gefleckte Kleid war kaum sauber, und das große, löcherige Umschlagtuch hing ihr unordentlich um die Schultern. Und doch war die Frau schön. Sie blieb einen Augenblick stehen, um auf mein halblautes Spiel zu achten; dabei wandte sie mir das Gesicht zu. Ein weiches Oval, um das die tiefschwarzen, dichten Haare hingen, so daß die braune Gesichtsfarbe fast hell erschien, und rote, volle Lippen, zwischen denen die weißen Zigeunerzähne in blendender Helle hervorblitzten! Dazu die großen, dunklen Augensterne! In diesen Augen lag nichts von der kriechenden Demut, auch nichts von dem heimlichen, heimtückischen Blitzen anderer Zigeunerangen; was ich auffing, war der verschleierte, träumerische Blick einer Frau, die nicht glücklich ist.

Und meine Phantasie wurde rege. Es war mir, als ob die Dorfstraße draußen sich dehne zur weiten, unendlichen Puszta; eine Heideschenke tauchte auf mit tanzlustigem Volke, und schon flogen meine Finger über die Tasten, und ein feuriger Csardas ertönte, zuckend in wilder Lust, rauschend, frei, zügellos wie der Puszta wind, aber auch unruhig, unfriedlich, sehnend, klagend. Musik der Verlorenen, Zigeunermusik!

Dicht neben mir, am Fenster, hörte ich lautes Atmen. Das Zigeunerweib, von meinem Spiel angelockt, war herbeigekommen und schaute mit brennenden Blicken auf meine Finger. Mir war's, als ob ich die Glut fühlte, aber ich spielte den Csardas zu Ende. Dann plötzlich schaute ich auf. Da duckte sie sich scheu zusammen. Sie hatte geglaubt, ich würde sie schlagen. Ich rief sie an. Da tauchte sie drei Schritte vom Fenster entfernt wieder auf.

„Schlagen Sie mich nicht!" bat sie.

„Schlagen? Gott bewahre, Sie taten mir ja nichts!"

„Doch! Wir sollen nicht durchs Fenster schauen, wir sollen nicht zuhören, wenn andere Leute spielen, wir sollen nicht zu anderen Leuten kommen."

„Und warum taten Sie's doch?"

„Warum? Zigeuner sind böses Volk und tun nur Böses! Weil ich nicht sollte, tat ich's."

„Das ist nicht wahr! Weil ich den Csardas spielte, kamen Sie her. Sie dachten dabei an Ungarn, an Ihre Heimat, dachten an die Heideschenke, an das Johlen, das Händeklatschen, das Füßestampfen der Burschen, an die blinkenden Schnüre und Münzen, die Sie damals am Mieder trugen."

„Herr! Lieber Herr!"

„Sie dachten an den Schatz, mit dem Sie tanzten, der schöner, stärker, flinker war als die anderen, der vielleicht selber wie keiner den Csardas spielen konnte."

„Herr, Sie wissen alles!"

„Ich denke mir's nur so."

„O, es ist richtig! Mein Danko war der beste Geiger im Stamme, und er spielte denselben Csardas wie Sie, aber seien Sie nicht böse, lieber Herr, viel schöner! Er schlich sich oft in den Städten auf die Musikplätze, wo viel Volk ist und schöne Sträucher. Wenn er erwischt wurde, sperrten sie ihn ein, aber er vergaß im Gefängnisse nicht, was er gehört hatte, er konnte nachher alles spielen."

„Danko war Ihr Schatz?"

„Mein Mann! Er bekam später den bösen Husten und mußte sterben."

„Mutter, mich dürstet!"

Die Worte kamen von einem Kinde, das ich bis dahin nicht bemerkt hatte. Jetzt erst sah ich, daß an den Rockfalten der Zigeunerin ein Kind hing, ein Mädchen von vielleicht acht Jahren. Es war halbnackt, wie die Zigeunerkinder alle, und sehr dürftig und schwächlich. Das magere, braune Gesichtchen zeugte von schlechter Ernährung und war sehr eckig und wenig schön; nur die Haare waren von prachtvoll schwarzer Farbe und die Augen von wundersamem Glanze.

„Marja bekommt Wasser am Brunnen," sagte die Mutter, nickte mir leicht zu und wollte gehen. Aber ich hielt sie zurück. In der Küche fand ich ein Gefäß mit Milch, wohl ein Liter oder mehr. Das reichte ich dem Kinde durchs Fenster. Es trank in tiefen Zügen, und den Rest trank die Mutter. Dann dankten beide und gingen.

Nachträglich machte mir die Beate eine Szene. Die Milch sei gar keine Milch, sondern junge Sahne gewesen, welche die Frau Oberförster aus unserer kleinen Milchwirtschaft für ihre Kaffeegesellschaft bestellt habe. Nun sei die Verlegenheit groß. Ja, wer soll so was wissen? Und wenn auch! —

Bei diesen Rückerinnerungen an den gestrigen Tag kam ich dem Tale immer näher und hörte das Leiern und Trommeln immer lauter. Am Dorfeingange mußte ich noch schnell einen Krankenbesuch machen. Ich fand den alten Benzel schwächer, als ich gedacht hatte. Wird auch im Grabe liegen, ehe die letzten Blätter gefallen sind! So einem zulieve kann man schon das Abendrot einmal auf eine Stunde hinausschieben. Ich setzte mich also zu dem Kranken und suchte ihn zu zerstreuen, ihn zu trösten. Und dann versuchte ich das Schwerste, das ein Mensch üben kann, ich sprach ihm ein Gebet vor, eines, das trösten und starken können soll vor der großen Reise.

Draußen ist es inzwischen ganz finster geworden. Die Zigeunermusik schlaft deutlich an mein Ohr. Der freie Platz, auf dem die fahrenden Gesellen ihre Kunststücklein zum besten geben, liegt an meinem Wege. Also werde ich wohl irgend etwas zu sehen bekommen.

Ein Kreis von Dorfbewohnern hat sich um die Zigeuner geschart. Mitten durch die Menge macht sich ein Kind Bahn — Marja. Sie trägt heut einen guten Anzug, elenden Flitter, in dem sie mir armseliger erscheint als gestern in den Lumpen. Von einem zum anderen geht sie, hält das braune Händchen hin und sieht die kleinen Münzen, die ihr die Leute geben, in eine Büchse. Jetzt steht sie vor mir. Ihr Gesichtchen erhellt sich bei meinem Anblick, und wenn ich auch weiß, nichts von den Vorführungen der Zigeuner genossen habe und keine Lust verspüre, länger zu bleiben, reiche ich ihr doch eine Münze.

Vom Spielplatz ertönt inzwischen ein kurzes Trommelsignal, und bald darauf höre ich eine schnarrende Männerstimme „Die größte Attraktion der Gegenwart" ankündigen; eine Mutter werde ihr Kind über das Seil tragen.

Ich habe gute Nerven, aber ich mag solche Dinge nicht sehen. Es war mir immer schrecklich, daß sich Menschen daran vergnügen können, zuzusehen, wie die armsten ihrer Brüder und Schwestern um armselige Münze mit Tod und Leben spielen. Mensch, Mensch, morturi te salutant! Grüßen dich um deine Pfennige, grüßen dich aus Hunger und Not.

Ich will gehen, aber ich bleibe wie angewurzelt stehen. Marja ist verschwunden, und eine plötzliche Ahnung sagt mir, daß sie es sein wird, die von ihrer Mutter über das hochgespannte Seil getragen werden wird.

Eine schreckliche Angst überkommt mich. Aber was soll ich ändern? Es ist wohl auch ein Fangnetz unter dem Seile ausgespannt. Das ist nur die feige Angst des Dorfschulmeisters.

Da sind sie schon. Die Frau in einem Trikotanzuge schreitet langsam, Schritt um Schritt über das hohe Seil. Das Kind trägt sie auf ihren Armen. Wie mir das Herz pocht! — Eine Ewigkeit scheint es mir zu dauern, ehe sie zur Mitte des Seiles kommt.

Da — sie schreien — schreien alle — alle — alle! — — — — Die Seiltänzerin ist mit ihrem Kinde abgestürzt.

Ich mache mir gewaltsam Bahn. — Ins Netz sind sie gefallen, aber die schlechten Maschen sind zerrissen.

Beide liegen bewegungslos. Ein dicker Blutstrom quillt der Frau aus dem Munde, sie ist offenbar unglücklicher gefallen als das Kind. Ein entsetzliches Geheul erhebt sich bei den Zigeunern. Endlich wollen ein paar Männer die Verunglückten nach einem Wagen tragen.

Da schlägt das Weib die Augen auf. Eine Weile starrt sie vor sich hin, dann kommt ihr die Besinnung. Schmerzlich verzieht sich ihr Mund. Sie sieht mich über sich gebeugt und sucht mit den Blicken nach dem Kinde.

„Wenn — sie — lebt, — nehmen Sie — Marja!"

Ich sage „Ja!", ohne etwas zu bedenken. Das hat sie noch gehört. Dann stirbt sie schon. —

Ich zittere am ganzen Leibe. Das ist alles so entsetzlich schnell gekommen. Vor fünf Minuten stand ich noch gar nicht auf dem Spielplatz, und jetzt habe ich schon ein junges Leben entfliehen sehen und die Verantwortung über ein anderes übernommen, das wohl auch mit dem Tode ringt.

Ich beuge mich über das Kind. Es ist noch bewußtlos, aber der Puls klopft deutlich. Ein braunes Weib streckt die Hand nach dem Kinde aus, aber ich wehre sie zurück:

„Das Kind ist mein! Die Mutter hat es gewollt."

Da wendet sich das Weib ab und bricht bald darauf in laute Klagen aus.

Ich selbst bin wie halb betäubt. Entsetzen, Schreck haben mir die Fassung genommen. Ich höre nichts von dem lauten Wehgeheul der Zigeuner, nichts von dem Lärmen, Drängen u. Schieben der Volksmenge, die sich jede Minute vergrößert. Ich denke nur noch an das Kind.

Ein Bauer beugt sich zu mir herab.

„Lebt es?" fragt er neugierig.

„Ja, Jörg, es lebt. Lauf bald nach Hause zu dir, spann die Pferde an und hol einen Arzt aus der Stadt!"

Der Bauer sieht mich verwundert an. Ein Arzt wird kaum für einen reichen Bauern geholt, wenn er krank ist, und nun für dieses Bettelkind — Er ist sprachlos.

„Jörg, ich bezahle dir die Fuhre gut, und wenn du nicht fährst, bist du nicht mehr mein Freund."

Da geht er, vielleicht mehr durch das Ungewöhnliche des ganzen Ereignisses als durch meine Drohung bestimmt.

Indes überlege ich, was mit dem Kinde geschehen solle. Auf dem Platze kann es nicht bleiben, nach den Zigeunerwagen mag ich's nicht schaffen lassen, also nach Hause zu mir. Die Schule ist ja kaum drei Minuten weit entfernt.

Ich fürchte immer noch, daß die Zigeuner das Kind für sich beanspruchen werden, aber es geschieht nichts. Finster, mit erbleichten Gesichtern stehen die Männer abseits, jammernd und schreiend die Weiber. Ein paar kreischende Kinder laufen herum, heulen und — betteln.

Erbschaften

Bankguthaben und sonstige Forderungen einkassiert.
Vollmachten usw. ausgefertigt.
Vermögens-Beschlagnahme beseitigt.
Schiffskarten aller Linien.
Geldsendungen nach Rußland und anderen Ländern Europas unter Garantie.

J. Lehrenkrauss & Sons
Bankgeschäft Etabl. 1878
359 Fulton St., Brooklyn-New York

Ehe große Ratlosigkeit und die Unschlüssigkeit der Aufregung fühle ich deutlich, und ein paarmal blitzt mir der Gedanke auf: „Laß dich nicht ein mit der Teufel! Was soll dir einsamen Manne ein Kind?" Aber gerade das Einsamkeitsgefühl, das mich heute mehr gequält hat als sonst, richtet meine Blicke immer von neuem wieder auf das Kind und mahnt mich an das Testament des toten Zigeunerweibes. Nein, ich werde mein Jawort halten, komme, was wolle!

Endlich erhalte ich eine Tragbahre mit Betten. Vorsichtig lege ich das schweratmende Kind darauf und winke zwei Burschen herbei, welche die Bahre ergreifen. Allen anderen gebiete ich energisch zurückzubleiben.

Behutsam geht der kleine, traurige Zug die Dorfstraße hinauf, ich voran mit einer Laterne. Der Mond hat sich hinter schwarzen Wolken verborgen, der Nachtwind erhebt sich, ein feiner Regen sprüht hernieder.

Wie einsam und tot das Schulhaus liegt! Nur der mächtige Eichbaum, der davor steht, rauscht seine Äste. Es knackt und knistert in seinem Gezweig, und das feste, dürre Laub rauscht mir verwunderte Fragen entgegen.

Da geht die Tür auf, und Beate erscheint. Sie hat schon alles erfahren und ist ganz außer sich. Jetzt klagt sie die Hände zusammen und fängt jämmerlich an zu heulen und zu schreien. Ich brächte das Unheil, sagt sie; solch heidnisches Diebsvolk dürfe nicht sein unter einem christlichen Dache; sie werde keine Hand rühren, dazu sei sie nicht da.

Streng unterbreche ich sie.

„Sei still, Beate, ich brauche dich nicht! Diese Nacht magst du noch in meinem Hause bleiben; morgen früh aber jage ich dich fort!"

Es ist tiefe Nacht. Der Arzt ist dagewesen und schon wieder fort. Er sagte, ein Arm sei gebrochen, und sprach auch von inneren Verletzungen. Wir müssen vor allen Dingen das Fieber bekämpfen, das heftig ausbrechen werde und das Leben des schwachen Kindes gefährden könne. Morgen werde er wiederkommen.

Auch der Bote vom Apotheker ist schon wieder zurück. Es ist auf einmal viel Kummer und Sorge in das sonst so stille Schulhaus gekommen. Und viel Aufregung wird folgen auf diese Nacht.

Aber die Versuchung, die mich wieder überkommt, der Gedanke, daß die stille Ruhe, deren ich mich bis jetzt erfreute, zu Ende sei, daß dieses fremde Kind viel Mühe und Aufopferung und viel Geld kosten werde, geht vorüber in dem süßen Gedanken: Es ist ein Kind!

Mir wird so wohl dabei! Eine schöne, stille Feierlichkeit senkt sich in meine Seele, wenn ich des großen Auftrags, der heiligen Würde gedenke, die ich übernommen habe, und eine süße Ahnung sagt mir, daß aus all den Sorgen und Widerwärtigkeiten, die ich auf mich nehme, Freude und Liebe sprießen werde. Mir ist's, als ob ein guter Engel zu mir spräche, indes ich in das blasse Gesicht des kranken Kindes schaue, damit nur mein Herz weich bleibe und nicht hart werde durch selbstsüchtige Besonnenlichkeit.

Das Kind liegt im Schlummer, und ich trete auf einen Augenblick ans Fenster. Draußen ist dichte Finsternis. Der Wind rauscht durch die Eiche, und der Regen klopft leise an die Scheiben.

Da blitzt es drüben auf am Waldrande des Hügels, wo ich noch heute gestanden. Eine Fackel wird sichtbar, dann eine zweite. Blitzschnell huschen sie dahin, und bald darauf verschwinden beide im Dunkel. Das sind die Zigeuner! Wie gebannt schaue ich noch eine Weile hinüber, aber es ist nichts mehr zu sehen.

Wieder sitze ich am Bette des Kindes. Meine Gedanken irren hinüber nach dem herbstlich-dunklen Walde. Was tun die braunen Kinder der Puszta dort in stiller Nacht? Ein Bauernbursche erzählte mir, sie seien fortgezogen mit ihren Wagen mitten in der Nacht, die tote Frau aber habe der Schulze ins Spritzenhaus schaffen lassen.

Meine Phantasie malt mir lebhafte Bilder aus. Am Bergweg stehen in nächtlichen Dunkel die langen, hohen Wagen, die kleinen Pferde sind losgebunden und nagen ein wenig am dürren Herbstgras, das am Raine ist. Ein schweigender junger Bursche, der einen Dolch im Gürtel trägt, sitzt dabei und bewacht sie; die andern vom Stamme sind drüben auf dem freien Platze, dicht am Waldrande. Sie führen unter Fackelschwingen und dürfen wilden Gesängen einen nationalen Totentanz auf für das blasse Weib, das unten im Spritzenhause liegt im fremden Dorf . . . im fremden Land.

Und hier liegt ihr Kind.

Ich beuge mich über das Bett und erschrecke heftig. Das Fieber hat offenbar stark zugenommen. Ich messe die Temperatur, sie ist bedeutend gestiegen. Ich wende alle Mittel an, die der Arzt verordnet hat, aber das Fieber wird immer heftiger. Röchelnd, mit geöffneten Lippen liegt das Kind in den Kissen; im Fieber will es sprechen, aber die Stimme versagt ihm. Nun schlägt es die Augen auf. Der Blick ist irr, mir ist's, als müßte er brechen in jeder Minute.

Wie ich zittere und bete!

Alle meine Mittel sind erschöpft; ich kann nur noch auf Gott vertrauen. Auf Gott!

„Heidnisches Diebesgesindel," hat die Beate gesagt.

Ein ganz neuer Gedanke blitzt mir durch die Seele und setzt sie in Aufregung. Ist Marja schon eine Christin? Ich sage mir „Nein!" In der Fremde geboren, sind wohl ihre Stammesgenossen nie mit ihr in einer christlichen Kirche eingekehrt.

Sie ist noch nicht getauft!

Wenn sie stirbt! Sie ist mein geworden diesen Abend, und ich bin es, aus dessen Hand sie Gott hinübernimmt. Sie ist jetzt mein Kind.

Das Kind muß getauft werden, wenigstens bedingungsweise, und die Taufe muß bald geschehen, denn die Gefahr steigt aufs höchste. Aber es ist Nacht, und der Pfarrer wohnt im Nachbardorfe.

Hilflos blicke ich auf das große Kreuz, das über Marjas Bette hängt. Der blasse Erlöser schaut herunter auf das fremde Kind, als ob er sich nach ihm sehne. Ja! Ihm soll es gehören, ihm, dem Guten, der die Landfremden, die Verstoßenen liebte!

Da taucht meine Hand tief in das Wasser, das für die Umschläge bestimmt, und dreimal benetze ich die fieberheiße Stirn der Kranken. Dabei schallen laut und feierlich durch die Stille der Nacht meine Worte: „Wenn du noch nicht getauft bist, so taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

Dann sinke ich auf die Knie, die feierliche Wucht des Augenblickes drückt mich nieder. Mein Haupt sinkt auf den Stuhl, auf dem Marjas Kleider liegen, auf den bunten Flitterkram von der Komödiantentruppe.

Die Uhr schlägt dreimal.

Ich erhebe mich. Die Hände zittern mir, und die Augen sind mir voll von Tränen. Aber es ist mehr Andacht als Schmerz. Und dann beuge ich mich ehrfurchtsvoll nieder und drücke einen Kuß auf die Stirn der jungen Christin. Ein süßer Trost überkommt mich. Wenn sie stirbt, ist ihre Seele rein. Ein Höheres kann kein Mensch erstreben auf der ganzen Welt. Und der, der sie angesichts hat voll Erbarmen, kann ihr die beste Kinderheimat geben.

Langsam gehen die Stunden dem ungeübten Krankenwärter. Einmal will die weinende Beate ins Zimmer treten, doch er weist sie mit finsterem Gesichte ab.

Als aber der Morgen graut, sinkt das Fieber, das Kind verfällt in Schlaf, — es ist gerettet.

Da quillt dem einsamen Manne, der um das Leben des Kindes, das ihm der Himmel schenkte, mehr gebangt hat, als er selbst wußte, das Herz über von Dank, darbt und Glück, er tut die schlummernde Alte, die im Grunde genommen nicht bezahlt ist, und verzeiht ihr, nachdem er ihr gesagt hat, was er über Menschenliebe und insonderheit über die Liebe zu armen Kindern denkt.

Der Winter ist gekommen. Marja aber, wie ihr neuer Christenname heißt, Katharina ist gesund geworden.

Gesund? Wer das schmächtige, blasse Kind in sich zusammengekauert in der Sofaecke sitzen sieht, glaubt nicht, daß es gesund sei. Der Arm freilich ist heil und was im kleinen Leibe zerschlagen war auch, aber das Herz ist krank.

Die schwarzen Augen sind noch größer geworden, als sie früher waren. Es liegt eine müde Trauer in ihnen; der dunkle Glanz ist erloschen, und das Kind erscheint jetzt noch viel unglücklicher als früher.

Eine Melancholie liegt in diesem jungen Weibe, die doppelt bedrückend ist, weil es doch ein Kind ist.

Nach ihrer Mutter fragt sie nicht mehr. Wer sollte ihr auch Auskunft geben? Im Dorfe ist nur bekannt, daß die Zigeuner in jener Nacht fortgefahren sind. Einige aber seien heimlich zurückgekehrt, hätten die Tür des Spritzenhauses gewaltsam geöffnet und die Leiche der fremden Frau „gestohlen". Niemand wisse, was sie damit gemacht hätten. Der Schulze ist mit diesem Ausgang ganz zufrieden gewesen, er hat keinerlei Scherereien gehabt und die ganze Angelegenheit nicht einmal weiterberichtet.

Niemand weiß, wo Marjas Mutter geblieben ist, niemand — außer mir. Ich weiß, daß sie begraben liegt drüben am Waldsaume, begraben wurde in jener Nacht, als ich die Fackeln aufblitzen sah. Aber ich habe niemand etwas davon gesagt, auch dem Kinde nicht. Nur den Waldsaum habe ich abgesucht, aber keine Spur gefunden, denn die Zigeuner hatten die Begräbnisstelle unkenntlich gemacht.

Draußen werbeln die Flocken, und das Kind schaut ihnen mit müden Augen zu, nun schon seit einer Stunde.

Sie hat für nichts Interesse. Beate, die's jetzt ein wenig besser mit ihr meint, hat ihr neulich vom Markte eine Puppe mitgebracht. Die hat sie kaum angesehen, sie weiß gar nicht, was sie mit solchem Ding machen soll.

Mir geht es nicht viel besser als Beate. Ich grüble vergebens darüber, wie ich das Interesse des Kindes gewinnen könnte. Ich weiß, daß es nicht der Verlust der Mutter allein ist, was sie so traurig macht.

Man bemitleidet wohl oft einen landfremden, wandernden Menschen, daß er keine Heimat habe, aber wenn er eine gewonnen hat, ist er dann glücklich? Man nicht! Ihr ist das neue Heim nichts als ein Käfig. Sie sagt nichts, aber ich lese in ihrer Seele. Früher war sie frei, nun sitzt sie in der Stube den ganzen Tag. Wenn ich ihr auf dem Klavier etwas vorspiele, versteht sie nichts davon und gibt kaum acht. Wie so ganz anders klangen Trommel und Leier als dieser lange, schwarze Kasten; wie viel schöner brannten die Flammen der Fackeln als diese kleine Lampe; wie unendlich heldenhafter reden die Männer ihres Volkes vor ihrer Erinnerung als ich und die anderen des Dorfes, — jene Männer, die miteinander rangen, die Eisenkugeln reckten, Degen verschluckten und Zauberkünste übten; wie viel interessanter auch als die wirtschaftende Beate war die alte Stammesmutter; die vom Zeichen und Talismane sprach, die Wunden heilte und Tränke mischte!

So kommt es auch, daß Marja für Claviermusik an ihrem früheren Leben ein viel treueres Gedächtnis zeigt, als man bei einem achtjährigen Kinde erwarten sollte. Für jedes Leben kommt ihr so öde vor, daß sie immer nur von der Erinnerung zehrt und daher die früheren Geschehnisse beständig im Geiste sich gegenwärtig hält.

„Schläfst du auch gut, Marja, in deinem neuen Bette?" fragte ich sie einmal. Da schüttelte sie den Kopf.

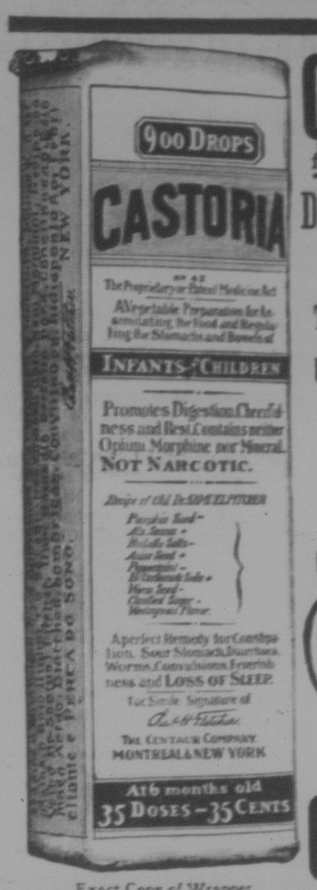
„Auf unserem Wagen konnte ich den Wind hören und die Regentropfen, wenn sie an die Decke klopften, da war's schöner!"

Wenn sie doch heimisch würde! Das ist meine Sorge. Wenn ich etwas wüßte, was die Freude macht! Aber selbst die Märchen, die ich ihr erzähle, interessieren sie nicht, weil ihr für viele Worte die rechten Begriffe fehlen.

Nach landläufiger Ansicht ist Marja vollständig unwissend. In die Schule nehme ich sie noch nicht mit; ihr kann der Massenunterricht vorläufig nichts nützen. So versuche ich sie allein zu unterrichten. Das hält bei ihrem mangelnden Interesse sehr schwer, obwohl sie sich aus einem gewissen Dankbarkeitsgefühl und weil ich eine gute Freundlichkeit gegen sie bewahre, so willig zeigt, als ihr möglich ist. Das, was zunächst not tut, ist, daß sich ihre Seele beruhige; erst dann wird sie imstande sein, neue, fremde Dinge in sich aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt)

Man kann sich täuschen, glaube mir, man kann das für Stärke des Geistes halten, was doch am Ende Verzweiflung ist.



Exact Copy of Wrapper.

CASTORIA
für Säuglinge und Kinder.
Die Sorte, Die Ihr Immer Gekauft Habt
Trägt die Unterschrift von Chas. H. Fletcher.
In Gebrauch Seit Mehr Als Dreissig Jahren
CASTORIA
THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.

Huck & Kleckner
Gemischte Warenhandlung
Bibank, Sask.

Wir laden Sie höflichst ein, unsere
Herrenanzüge
sowie Kinderkleider
zu besichtigen. Ihre besondere Aufmerksamkeit lenken wir auf die übergroße Auswahl in
Schuhen und Stiefeln
Möbeln
und Pferdegeschirren
Wir zahlen stets die höchsten Preise für Farmprodukte.

Das Original und einzig Echte
Schütze dich vor Nachahmungen, die als ebenso gut verkauft werden wie
Minards Liniment

Kaufen Sie Streichhölzer gerade so, wie Sie irgend einen anderen Artikel für den Haushalt einkaufen — mit Bedacht, den vollen Wert zu bekommen!
Wenn Sie
EDDY'S
Streichhölzer kaufen, bekommen Sie eine wohlgefüllte Schachtel von sicheren und guten Streichhölzern.
Verlangen Sie
Eddy's
"Silent Parlor"
Streichhölzer